

FRITZI FROEBEL

DIE HEXE ERWACHT



WALMIS
ERLAG

Impressum

Verlag:

Valmis Verlag
Richard Wagner Straße 56a
69259 Wilhelmsfeld

ISBN:

Redaktion & Lektorat:

Lektorin: Julia Schoch-Daub, Feder und Flamme Lektorat
Korrektorat: vorhanden

Coverdesign & Satz:

Coverdesignerin: Giuseppa Lo Coco-Ame, magicalcoverdesign
Satz: Riva Ellis

Haftung:

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form reproduziert oder verbreitet werden. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernimmt der Verlag keine Haftung für die Inhalte externer Links oder Beiträge von Dritten.

Kontakt:

info@valmisverlag.de
www.valmisverlag.de

Urheberrecht:

© 2026 Valmis Verlag / Fritzi Froebel. Alle Rechte vorbehalten.
1. Auflage, 2026

Fritzi Froebel

Die Hexe erwacht

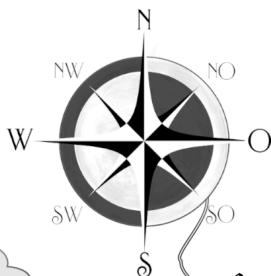
LESEPROBE

*Gewidmet allen heimlichen Hexen.
Lassen wir unseren Zorn in die Welt,
auf dass er lodert, faucht, vernichtet
und die Hoffnung neu entfacht.*

Inhaltswarnung

Dieser Roman richtet sich an eine erwachsene Zielgruppe. Elin ist eine Hexe, und das müsste sie in einer idealen Welt nicht sein. So aber kennt sie Diskriminierung und Gewalt, und sie weiß, wie sich der Tod geliebter Menschen anfühlt. Sie kämpft und flucht, konsumiert Alkohol und andere Rauschmittel, hat Sex und redet darüber, manchmal in derber Sprache. Elin macht schlimme Erfahrungen und zerbricht daran nicht. Wenn ihr euch auf sie einlasst, macht euch auf ihren Schmerz ebenso gefasst wie auf ihren Zorn.

LAGARDIEN



MÜNCHEN

NACHTBURG

GORAKHAR

ÆTHERIA

SILBERHAFEN

LICHTHOF

STEINKREIS

VENEDIG



1

Geburt und Aufruhr

Wenn man so lange lebte wie ich - seit vielen Jahrzehnten, obwohl ich selbst an einem schlechten Tag nicht älter aussah als siebenundzwanzig - sollte man doch eigentlich jeden Mist schon erlebt haben. Eine Geburt in einem Einkaufszentrum war bisher nicht darunter gewesen, und ich hätte gerne auf diese Erfahrung verzichtet. Das grelle Neonlicht und die Ladenmusik waren so schwer zu ertragen wie die zähen Stunden des Wartens.

Neben mir riss Billie nacheinander die Bügel aus dem Kleiderständer. Verächtlich betrachtete sie jedes der Shirts und stopfte es zurück zwischen die anderen. Als sie endlich hinten angekommen war, begann sie wieder von vorn.

»Hör auf«, motzte ich sie an. Bleib stehen, dachte ich und war mir nicht sicher, ob ich Billie meinte oder die Zeit oder die nervtötenden Elektro-Beats aus den Lautsprechern an der Decke.

»Mit was?« Sie starrte mich an, nur ein Auge drohend verengt. Dieser Ausdruck zusammen mit dem Dornentattoo, das ihren breiten Nacken hinauf bis zum Ohr rankte, sollte einschüchternd wirken. Bei mir funktionierte das nicht.

»Dich des Sortiments so nachhaltig zu versichern. Ist doch alles der gleiche billo Scheiß.«

Sie strich sich mit einer Hand über das Raspelhaar. Selbst diese harmlose Geste wirkte bei ihr wie eine Drohung. Doch ihr Lachen war das eines Kindes, das zum ersten Mal Schnee fallen sah. »Elin, du

redest wie 'ne Mischung aus letztem Jahrhundert und dem Typen, der meinem Bruder seine Drogen verkauft hat.«

Ich zuckte mit den Schultern und verkniff mir ein Grinsen. Ihr Vergleich bildete ungefähr die Bandbreite an Leben ab, die ich geführt hatte, bevor wir uns kannten. Aber das konnte Billie nicht wissen. »Ich bin, was ich bin.«

Ihre Belustigung erlosch so schnell, wie sie entflammt war. Wachsam sah sie sich im Laden um, und mir entging nicht der rasche Blick zur Umkleide. Um davon abzulenken, griff sie wieder einen Bügel von der Stange. »Was soll ich hier sonst, Klamotten kaufen?« Das bauchfreie Top hob sich blassrosa von ihrem schwarzen Hoodie ab. »Ist das hot?«

Jetzt musste ich lachen, doch mein Lachen klang hohl. »Vielleicht Schuhe?«

Ein erstickter Schrei aus Richtung der Umkleide ließ unsere erzwungene Heiterkeit implodieren. Selbst das Neonlicht flackerte kurz auf, wie unter Schmerz. Das Mädchen würde sterben, und ich kannte nicht mal ihren Namen. »Wir hätten sie mit zu uns nehmen sollen.«

»Zu gefährlich.« Billie schlug mir schmerzhaft auf den Arm. »Elin, du kannst gehen. Ich hab' hier alles im Griff.«

Billie arbeitete lieber allein. Sie aß und schlief auch am liebsten ohne Gesellschaft und beschränkte jede Konversation auf das Nötigste. Weil sie war wie ich, anders, stärker als die anderen, hatte ich lange geglaubt. Bis sie mir von ihrer Kindheit erzählt hatte und ihrem unberechenbaren Vater. Innerlich trug sie mehr Narben, als ein Tattoo zu überdecken vermochte, nur deshalb gab sie nach außen die Harte. Entschlossen schüttelte ich den Kopf. »So einfach wirst du mich nicht los. Schuhe?«

Mit spitzen Fingern hielt sie mir einen der Plateaustiefel entgegen, die bestimmt gut zu dem rosa Top passten. »Passen die zu mir?«

Darüber konnte keine von uns lachen.

Mit klackenden Absätzen eilte eine der Verkäuferinnen an uns vorbei in Richtung der Umkleide, die jüngere der beiden. Was wollte sie mit der Schere, doch hoffentlich nicht die Nabelschnur durchtren-

nen? Bevor ich sie fragen konnte, verschwand sie hinter dem Vorhang mit dem Schild »heute aus betrieblichen Gründen geschlossen«.

Im vorderen Bereich des Ladens stöberten ein paar junge Frauen mit mehr Enthusiasmus durch die Auslagen als wir. Keine von ihnen wusste, was in der gesperrten Umkleidekabine vor sich ging, dennoch hielten sie gebührenden Abstand, ob aus Respekt vor Billies Auftreten oder weil sie wie ich spürten, dass Ärger drohte.

Billie deutete auf ein Regal voller identischer weißer Turnschuhe, ausgeleuchtet wie Ausstellungsstücke in einem Museum. Schwer zu sagen, ob sie damit Spott oder Interesse ausdrücken wollte. Wie eine Raubkatze auf Beutezug streifte sie an dem Regal entlang und tippte einen Schuh nach dem anderen an, wobei sie etwas murmelte, das sich anhörte wie ein Abzählreim.

Der Vorhang der Umkleidekabine flatterte auf. Wieder nicht Hanna, sondern nur die Verkäuferin.

»Alles in Ordnung«, flüsterte sie mir im Vorbeigehen zu. Die Schere hielt sie noch in der Hand, und an der Klinge klebte kein Blut. »Es dauert nicht mehr lange, sagt eure Freundin.«

Ich atmete hörbar aus.

»Du kannst wirklich gehen, Elin.« Billie schnappte sich ein Paar der schicken Sneaker und setzte sich auf den Boden, um sie anzuprobieren.

»Wir sind ein Team«, widersprach ich. »Eine Familie. Wenn es brennt, sind wir füreinander da.«

Sie nickte. »Zum Glück sind wir 'ne große Familie. Deshalb musst nicht gerade du bei 'ner schweren Geburt dabei sein.« Billie tippte sich mit dem Finger auf die Brust. »Ich hab' alles im Griff.«

Beinahe rührten mich ihre Worte. Sie sorgte sich um mein Wohlbefinden. Aber ich würde sie hier nicht allein lassen.

»Und ich komme klar«, versicherte ich ihr. »0,0004 Prozent, das ist fast nichts.«

»Nicht schlecht, was?« Damit meinte sie die Turnschuhe und sprang zurück auf die Füße.

»Die Sterblichkeitsrate«, erklärte ich ihr. »99,9996 Prozent der Mütter überleben in Deutschland eine Geburt.« Nur meine nicht.

Verstehen flackerte in Billies Miene auf. »Und die Null Komma fast nix Prozent bringen ihre Kinder im Einkaufszentrum zur Welt?«

Sie hatte Recht. Das Mädchen würde sterben. Bestimmt hatte Hanna erwähnt, wie sie hieß, aber ich hatte es nicht wissen wollen. Immerhin, der Namenlosen stand Hanna zur Seite. Sie hatte schon viele Mütter gerettet, auch schon unter extremen Bedingungen. »Danke auch. Ich wollte mir damit Mut zusprechen.«

Ihr Mund formte ein »Oh«.

»Glaubst du, die tauchen noch auf? Diese ›Brüder‹?« Ich malte Anführungszeichen in die Luft. Zwar bezweifelte ich nicht, dass die werdende Mutter tatsächlich ältere Brüder hatte, vor denen sie sich fürchtete, aber was für ein Klischee.

»Vielleicht nicht. Wenn es nicht mehr lange dauert.« Aber sie wirkte angespannt. Billie hatte ein Gespür für Gefahren, deshalb beherrschte sie ihren Job so gut. Gefährlichen Menschen sah sie ihre Absichten auf den ersten Blick an, und Ärger roch sie drei Kilometer gegen den Wind. Oder ich wollte das glauben, weil ich immer nach dem Besonderen in ihr suchte, in ihnen allen.

Beide warfen wir der gestressten Verkäuferin an der Kasse einen strafenden Blick zu. Sie bemerkte es nicht. Wahrscheinlich hatte sie es auch noch gut gemeint, die Eltern des Mädchens anzurufen. So fern lag der Gedanke nicht, eine Neunzehnjährige wollte ihre Familie informiert wissen, wenn ihr bei der Arbeit die Fruchtblase platzte. Hätte diese Neunzehnjährige nicht deutlich gesagt: nur Hanna.

»Wir hätten sie mitnehmen sollen.« Meine Worte klangen anklagend, und damit tat ich Billie Unrecht. Zwar hatte sie Hanna und mich davon abgehalten, das Mädchen zu uns nach Hause zu bringen, aber wie ihr das vorwerfen? Sie wollte uns nur beschützen. Wenn jemand Hilfe brauchte, konnte ich einfach nicht nein sagen und dachte über die Konsequenzen erst später nach.

»Dann wären ihre Brüder bei uns zuhause aufgetaucht?«, schlug Billie vor. »Camille hätte alle freundlich reingebeten, und Lina hätte ihnen ein Sandwich geschmiert?«

Wenn sie uns gefunden hätten. Schlimm genug die Vorstellung von zwei aufgebrauchten Schlägertypen in meinem Haus, bei den Frauen, die genug Scheiße für ein Leben durchgemacht hatten, und für deren Schutz ich mein eigenes geben würde. »Am besten tauchen sie gar nicht auf. Die Frau kriegt schnell ihr Kind, Hanna bringt es in Sicherheit und wir verschwinden von hier.« So ausformuliert klang unser feiner Plan wahrlich nach Wunschenken.

Billie nickte und blätterte erneut wie getrieben durch die Klamotten, die sowieso nicht zu ihr passten. Schwer zu sagen, ob das Klicken der Kleiderbügel mich nervöser machte oder die Art, wie Billie zwischendurch ihre Finger knacken ließ, als bereite sie sich auf einen Kampf vor. Spürte sie es auch? Unwillkürlich musterte ich die Ringe an ihren Fingern, auf der Suche nach dem einen.

Als wollte sie mich schlagen, hielt Billie ihre Faust direkt vor mein Gesicht. »Hier. Ich habe dir versprochen, dass ich ihn immer trage.«

Sie glaubte nicht an die Wirkung meiner Armbänder und Anhänger, und lange hatte sie sich gewehrt, etwas von meinem Schmuck zu tragen. Erst als ich ihr den Ring mit dem Totenkopf geschmiedet hatte, mit Augen aus Granatsplittern, hatte sie gelacht und klein beigegeben. Behutsam strich ich über den Ring.

Billie zog ihre Hand weg. »Da ist sie.«

Fragend sah ich mich um und entdeckte Hanna am Vorhang der Umkleide. Sie winkte mich heran und ich stolperte über meine Füße, so eilig kam ich ihrer Aufforderung nach.

»Fertig?«, fragte ich sie. »Ist es da?«

Hanna nickte müde. »Noch nicht. Aber es wird nicht mehr lange dauern.«

Das hatte sie vorhin schon gesagt. Ich zog sie in eine Umarmung und strich ihr die feuchten Haare aus der Stirn. Sie roch nach Schweiß und Blut. Als brauchte ich die Ermutigung dringender als sie, drückte

Hanna meine Schulter und lächelte mich aufmunternd an. Sie wirkte müde, ihre Augen eingefallen. Bestimmt kostete dieser Tag sie Jahre in Nerven und grauen Haaren und bald würde ich auffallend jünger aussehen als sie. Dabei war ich einmal die ältere Freundin gewesen, die sie ermutigt hatte, ihren eigenen Weg zu gehen. Hinter dem Vorhang stöhnte das Mädchen und rief leise nach Hanna.

»Ich muss...« Sie machte sich los. »Könnt ihr etwas zu essen besorgen für Amina? Und Cola, irgendwas mit Zucker. Sie ist total unterernährt, ich habe Angst, sie klappt mir zusammen.«

Amina hieß die werdende Mutter. Ich wollte doch ihren Namen nicht kennen. »Ich schicke Billie los, die Sachen besorgen«, versprach ich. Der Vorhang hatte sich bereits hinter Hanna geschlossen.

Im Umdrehen stieß ich mit Billie zusammen. Mit verengten Augen starrte sie mich nieder. »Ich bleibe, wo ich bin.«

Zeitverschwendung, ihr zu widersprechen, wenn sie so drauf war. »Du passt auf, ich hole das Essen.«

Im Loslaufen sammelte ich meine Jacke vom Boden auf, in der Handy und Geld steckten, und verließ mit einem flauen Gefühl den Laden. Am späten Nachmittag drängten sich die Menschen zwischen den Geschäften. Ich schob mich zwischen ihnen durch und spähte auf Zehenspitzen über ihre Köpfe, um den Backshop schräg gegenüber anzupeilen. Weiter weg wagte ich mich nicht. Billie achtete auf Hanna und Amina, aber ich musste aufpassen, dass nichts schiefging.

Woher mein schlechtes Gefühl kam, konnte ich selbst nicht sagen. Hanna wusste, dass ich mit ihren Geburten nichts zu tun haben wollte. Bestimmt hatte sie mich nicht gerne um Hilfe gebeten, aber Aminas Geschichte war speziell. Von ihrer Schwangerschaft hatte sie niemandem erzählt aus Angst vor ihrer Familie. Um ihren Zustand zu verbergen, hatte sie sich in weite Kleidung gehüllt und zu wenig gegessen. Hanna hatte sie in den letzten Wochen im Einkaufszentrum beobachtet und als Hebamme mit Erfahrung in der Sozialarbeit schnell die richtigen Schlüsse gezogen. Ob meine Mutter meine Geburt überlebt hätte mit jemandem wie Hanna an ihrer Seite?

Endlich kam ich an die Reihe und bestellte nicht nur ein Sandwich für Amina, sondern Brezeln und Getränke für alle.

Während ich die Sachen zusammenpackte, bemerkte ich die veränderte Atmosphäre in der Menge hinter mir. Da war ein Raunen, eine gerichtete Unordnung, eine Ahnung von Gefahr. Billie drohte Gefahr, Hanna, ich spürte es, wusste es. Ich ließ alles liegen, auch mein Wechselgeld, und rannte los.

Entschlossen bahnte ich mir meinen Weg durch die Menge. Vor dem Laden hatte sich eine unsichtbare Sperrzone gebildet, als merkten sie es jetzt alle.

Dabei wirkte die Szene auf den ersten Blick unbedrohlich. Zwei Männer standen bei der älteren Verkäuferin an der Kasse, beide breitschultrig und dunkelhaarig. Der hübschere der beiden lächelte mich sogar an, als ich den Laden betrat, und strich sich nervös über das unrasierte Kinn. Der andere redete aufgebracht auf die Verkäuferin ein. Je näher ich kam, desto deutlicher nahm ich die Aggression in seiner Stimme wahr. Zwei Kundinnen befanden sich noch im Laden und versuchten, sich zwischen den Kleiderständen unsichtbar zu machen. Ich scheuchte sie hinaus.

»Arbeitest du auch hier? Hast du Amina gesehen?«, fragte mich der Hübsche, womit er meinen letzten Zweifel ausräumte. Das waren die Brüder, deren gerechten Zorn Amina fürchtete.

»Keine Ahnung, wer das ist«, hörte ich mich sagen. »Ich habe nur beim Einkaufen mein Handy hier irgendwo liegen lassen.« Blödeste Ausrede des Jahrhunderts, die Digital Natives verstanden ja nicht, wie mir das wirklich ständig passierte. Während ich vorgab, den Boden abzusuchen, versuchte ich mich unauffällig zu Billie durchzuschlagen.

Sie stand im Hintergrund an die Wand gelehnt und wirkte so gelassen wie Buddha selbst. Ich hatte sie schon in ähnlichen Situationen beobachtet und wusste, dass sie innerlich hochkonzentriert war. Ihr Lächeln verriet mir, dass sie mich am liebsten hochkant rausgeworfen hätte, bloß würde das ihrer Coolness schlecht stehen. Ich stellte mich neben sie. Sofort begriff ich meinen Fehler.

Der bulligere der Brüder wandte sich zu uns um und musterte uns argwöhnisch. »Ihr seid nicht zufällig hier. Ihr habt sie versteckt.« Mit zwei Fingern und einer trunkenen Geste deutete er auf uns beide. Laut rief er: »Amina!«

Innerlich zuckte ich zusammen und fühlte die Angst jeder Frau, die schon mal ihren Namen in einem solchen Tonfall hören musste. Meine Finger wanderten zu der Silberkette an meinem Handgelenk, eine Erinnerung und eine Warnung, mich nicht kleinmachen zu lassen. Ich richtete mich auf.

Neben mir stieß sich Billie von der Wand ab und schlenderte betont lässig auf die Männer zu. »Hier ist niemand mit diesem Namen, und ihr solltet jetzt besser gehen.«

Der hübsche Bruder legte dem aggressiven eine Hand auf die Schulter und murmelte etwas. Der andere nickte.

In diesem Moment nahm ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr, wie ein Luftzug nur, der den Vorhang am Umkleidebereich sanft in Schwingung versetzte. Der Aggressive stürmte los. Er kam nur drei Schritte weit und rannte in eine Wand namens Billie.

Sie stieß ihm ihre Fäuste vor die Brust. »Du musst jetzt gehen«, sagte sie drohend. So mutig, so unvorsichtig, meine Billie. Ich hielt die Luft an.

Er packte ihre Fäuste, schob sie grob beiseite und wich einen Schritt zurück. Erleichtert atmete ich aus. Da sah ich das Springmesser in seiner Hand.

Bitte nicht, kein Messer. Bitte nicht, Billie. Die Kette an meinem Handgelenk fühlte sich eng an, ich schob einen Finger darunter. Das durfte nicht passieren. Aber was konnte ich tun, ohne jemanden in Gefahr zu bringen?

»Sami, lass das!«, rief sein Bruder. »Sie ist nicht da. Komm, wir gehen.«

Sami drehte sich kurz zu ihm um, dann wandte er seinen Blick wieder dem verräterischen Vorhang zu. Er und Billie setzten sich exakt gleichzeitig in Bewegung, und Billie wirkte nicht mehr im Mindesten gelassen.

Bleib stehen, wollte ich ihr zurufen, riss an meiner Kette, und für einen Moment stockte Billie. Als habe mein stummer Schrei sie erreicht, als hielte mein Wille sie zurück. Sie wirkte erschrocken, und wie aus unsichtbarer Fessel befreit, stürmte sie umso entschlossener vorwärts. Sie war bei Sami, bevor er die Umkleiden erreichte, krachte mit ihm zusammen und beide schrien auf, ein synchroner Kampfschrei oder ein Schmerzensschrei. Keine Chance zu erkennen, wer in ihrem Gerangel die Oberhand behielt. Wie in einem Alptraum sah ich einen Schwall Blutstropfen auf das weiß glänzende Linoleum spritzen.

»Billie!«, schrie ich laut.

»Sami!«, brüllte dessen Bruder.

Sami sank langsam auf die Knie und ging wie ein gefällter Baum zu Boden. Billie hielt das Messer in der Hand, betrachtete es ungläubig und ließ es fallen, als habe sie sich daran verbrannt.

Sein Bruder stürzte an Samis Seite. »Was hast du getan«, schrie er Billie an. »Wir brauchen einen Rettungswagen! Hilfe!«

Schon erreichte ich Billie und schirmte sie von seinen Worten ab. Die entsetzte Verkäuferin rannte herbei und sah sich panisch um. Offensichtlich dämmerte ihr langsam, was sie uns mit ihrem Anruf bei der Familie eingebrockt hatte.

Am Vorhang tauchte ihre Kollegin auf und dahinter Hanna mit einem Kleiderbündel im Arm. Kein Kleiderbündel, das Neugeborene, begriff ich. Müsste es nicht schreien bei all der Aufregung und dem Lärm? Vielleicht verstand es, was auf dem Spiel stand.

»Bist du verletzt?«, fragte ich Billie.

Der Mann am Boden bewegte sich nicht. Sein Bruder kniete neben ihm und presste ihm eine Hand auf die Brust. Dabei murmelte er vor sich hin, um den Verletzten zu beruhigen oder sich selbst, vielleicht handelte es sich um ein Gebet.

Hinter ihnen schlich Hanna mit ihrem stillen Bündel vorbei und winkte uns verstohlen.

Billie musste unter Schock stehen, sie war wie erstarrt.

Ich zerrte an ihrem Arm. »Billie, bist du verletzt? Wir müssen hier weg!«

»Der Sicherheitsdienst ist jeden Moment hier«, drängte die Verkäuferin. Ihr Blick schweifte zur Decke, zu der Kamera, die dort hing.

Schnell wandte ich mein Gesicht ab, aber was sollte das jetzt noch bringen. Wir hatten uns Stunden hier drinnen aufgehalten, und von hinten sah ich auffällig genug aus mit meinen rostroten Haaren und den weiten Röcken. Jeder, der mich schon mal im Viertel gesehen hatte, würde mich erkennen: Elin, die Hexe. Nicht unwahrscheinlich zudem, dass jemand von den Sicherheitsleuten Billie kannte.

Die reagierte immer noch nicht. Sie starrte an mir vorbei zu dem Verletzten und seinem Bruder. Da war so viel Blut auf seiner Jeansjacke und dem weißen Boden und es wurde immer mehr. Bloß nicht hinschauen. Ich rüttelte an Billies Arm. »Wir müssen los.«

Sie schaute mich an. Ist er tot, formte ihr Mund, ohne dass sie die Worte aussprach.

»Komm, wir gehen.« Ich hakte mich bei ihr unter und zog sie mit.

»Ihr müsst Amina mitnehmen«, erklang hinter mir eine zaghafte Stimme. Die der zweiten Verkäuferin, die das geschwächte Mädchen stützte. »Bitte.«

Aminas Augen wirkten riesig, ihre Lippen blass. Ihr Bruder bemerkte sie und war halb auf den Beinen, bevor er es sich anders überlegte. Unentschlossen schaute er zwischen seiner Schwester und dem reglosen Körper am Boden hin und her. Dann sah er mich an, auch sein Blick ein Flehen.

Welche Wahl blieb mir. Ich packte Billie und Amina am Handgelenk, ohne Rücksicht auf Schwäche, Angst oder Reue, und zog sie beide hinter mir her, hinaus aus dem Laden. In der Ferne war die Sirene des Rettungswagens zu hören. Von der Rolltreppe her näherten sich im Laufschrift die versprochenen Sicherheitsleute. Doch wir tauchten in der Menge unter, die Platz machte in anonymer Solidarität und sich hinter uns schloss wie eine Mauer.

2

Mutterbrust

Die zwei Kilometer von den Riem-Arkaden bis zu unserem Hexenhäuschen am Rande der Messestadt waren die längsten meines Lebens. Wie schaffte man zwei Frauen un bemerkt aus einem überfüllten Einkaufszentrum, von denen eine sich kaum allein auf den Beinen halten konnte, und die andere ständig schrie: »Die Turnschuhe, ich hab' die Turnschuhe geklaut!«

Trotz Aminos Zustands nahm ich nicht den kürzesten Weg. Stattdessen legte ich hier einen Schlenker durch unbelebte Nebenstraßen ein, machte dort eine Pause, verborgen zwischen den Gewerbetonnen eines Lokals. Aus dem Schatten der Tonnen heraus spähte ich in grelles Sonnenlicht und versuchte auszumachen, ob uns jemand folgte. Ein Spaziergänger telefonierte, während sein Hund die Straßenlaternen markierte. Eine Rentnerin schleppte ihre Einkaufstaschen allein nach Hause. Ein Paketbote parkte auf dem Bordstein und rauchte im Schatten seines Fahrzeugs eine Zigarette. Die plötzliche Bewegung in meinem Augenwinkel entpuppte sich als eine Bande Schulkinder, die gleich darauf kreischend über die Straße jagte. So bildlich ich es mir auch vorstellte, Aminos Bruder brach ebenso wenig hinter der nächsten Ecke hervor wie das befürchtete Sondereinsatzkommando mit Sturmgewehren.

»Ich hab' die Turnschuhe geklaut!« Zum Beweis stieß mir Billie schmerzhaft ihren Fuß ins Schienbein. Mehr Sorgen machten mir die dunklen Punkte auf ihrer Jeans, erst auf den zweiten Blick als Blutspritzer zu erkennen.

»Das ist egal«, beschwor ich sie. »Ich gehe morgen hin und bezahle sie. Kein Problem. Aber jetzt musst du leise sein.« Noch beachtete uns niemand.

»Ich hab' sie geklaut!«, rief Billie, als wollte sie das dringend ändern.

Was hatte sie mit den blöden Turnschuhen? Hatte sie vorher noch nie etwas geklaut? Wenn sie sich nicht einkriegte, würde sie dieses Mal erwischt werden, und wir mit ihr. »Scheiß auf die Turnschuhe, Billie! Halt jetzt die Fresse!«

Das half. Sie schaute mich an, als habe sie mich noch nie gesehen. War das eine Träne in ihrem Augenwinkel? Ich wollte mich entschuldigen, sie in den Arm nehmen, doch schon hatte sie die Träne wütend weggewischt. »Elin, ich hab' ihn umgebracht!«

Erschrocken presste ich ihr eine Hand auf den Mund. Noch einmal spähte ich am Rand der Mülltonne vorbei und sah mich auf der Straße um. Niemand zeigte eine Reaktion auf Billies Offenbarung.

Vor dem Nachbargrundstück fegte eine Greisin das Pflaster, mit einem Reisigbesen ähnlich meinem eigenen. Ihr Blick traf meinen, und ihr Mund verzog sich zu einem zahnlosen Lächeln. Kurz hob sie ihren Besen wie zum Gruß und mein Herz setzte einen Schlag aus. Wusste sie, wer ich war? Sie wandte sich wieder ihrer Aufgabe zu, und ich ärgerte mich über meine Dummheit. Immer wieder glaubte ich, Menschen zu begegnen, die konnten, was ich konnte. Wunschenken. Wäre sie oder eine andere Frau auf diesem Planeten in der Lage auf einem Besen zu fliegen - in all den Jahren hätte ich da oben jemandem begegnen müssen. Aber konnte sie mich am Himmel gesehen haben? Längst war sie wieder ganz auf den Gehweg vor ihren Füßen konzentriert.

Ich nahm meine Hand von Billies Mund. Sie schnappte laut nach Luft. »Ich hab' ihn umgebracht!«

Mein Blick blieb an Amina hängen. Am Boden hockend, mit dem Rücken an den Flaschencontainer gelehnt, beobachtete sie uns mit leerem Blick. Billie redete über ihren Bruder, den wir in einer Blutlache zurückgelassen hatten. Verstand Amina das? Wahrscheinlich

nicht. Sie sah aus, als würde sie jeden Moment ohnmächtig auf die Straße sinken. Ich mutete ihr zu viel zu, aber was sollte ich tun?

»Du hast niemanden umgebracht.« Ich ließ Billie los. »Niemand ist tot. Du musst dich beruhigen und mir helfen. Wir müssen runter von der Straße, nach Hause, aber ich habe Angst, jemand folgt uns.«

Billie wimmerte leise.

Sie konnte mir nicht helfen. Auf diese Art war sie nicht stark. Ihre Stärke bestand darin, in weniger als dreißig Lebensjahren schon so viel Schmerz erlebt zu haben, ohne dabei drogensüchtig zu werden wie ihr Bruder oder gewalttätig wie ihr Vater. Deshalb musste ich für sie stark sein, für sie alle. Amina betrachtete den Staub auf der Straße und ließ noch immer keine Reaktion auf unser Wortgefecht erkennen. »Niemand ist tot«, versicherte ich auch ihr. Vielleicht wurde es wahr, wenn ich es noch ein paarmal öfter aussprach.

Mühsam stand das blasser Mädchen auf. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie meinen Arm und Billies, als stützte sie nun uns und nicht mehr umgekehrt. Unmöglich konnte ich sie zurücklassen.

Wir setzten uns wieder in Bewegung, dieses Mal ohne Umwege. Trotzdem kamen wir nur langsam voran. Ich schaute mich nicht mehr um, denn es gab nichts, was ich hätte tun können. Billie murmelte den ganzen Weg aufgebracht vor sich hin. Das Einzige, was ich verstehen konnte, war ihr verzweifelter Aufschrei dann und wann: »Ich hab' sie geklaut.« Was sie wirklich meinte, war: »Ich habe ihn getötet«. Wie gerne hätte ich ihr diesen Schmerz genommen.

Unser Hexenhäuschen hieß nur für mich so und nur in Gedanken, ein Scherz, den ich mit niemandem teilte. Für die Frauen war es unser Zuhause. Manche sagten Schutzhaus dazu oder Frauenhaus, aber das war nichts Offizielles, wir bekamen keine Zuschüsse oder Spenden und waren nicht gemeinnützig. Wir halfen denjenigen, die uns brauchten, und stellten keine Fragen. Das Haus ähnelte keinem Hexenhaus aus dem Märchen. Es war ein schlichtes, weißes Reiheneckhaus, so hoch wie breit, es hatte nicht mal ein Giebeldach, dafür einen winzigen Gar-

ten. Das Schönste daran war die ungestörte Lage direkt am Park, wo sich nachts niemand aufhielt, und das flache Dach, mein ganz privater Landeplatz.

Gleich hinter der Haustür ließ ich meine Jacke fallen und half Amina, sich auf die Treppenstufen zu setzen. »Jemand da? Ich brauche Hilfe!«

Auf meine Hexen war Verlass. Oben an der Treppe tauchte Camilles breites Gesicht auf, umrahmt von einer dunklen Haarwolke. Ihr Lächeln verblasste nur kurz, während sie uns gründlich musterte. »Becca«, rief sie über ihre Schulter. Halb laufend und halb rutschend kam sie die Treppe herunter und landete sitzend neben Amina. »Ich bin Camille, und wer bist du?«

Amina lächelte. Ein Lächeln so schmal wie sie selbst, doch es veränderte ihr ganzes Gesicht und ihre Haltung. »Amina«, sagte sie, das erste Wort, das ich aus ihrem Mund vernahm.

Wenn Camille lachte, wurde einem das Herz leicht. In ihrer Gegenwart waren Trauer und Wut vergessen. War das etwa nichts Besonderes?

Einzig bei Billie funktionierte der Zauber heute nicht. Rücksichtslos drängte sie an den Frauen vorbei und eilte die Stufen hinauf. Beinahe stieß sie Becca um, die ihr auf der Treppe entgegenkam. »Ich hab' die Turnschuhe geklaut«, informierte Billie sie, ohne sie anzusehen. »Und die haben jetzt meine Boots.«

Becca sah mich verwirrt an und Camille besorgt. Anders als ich kannten sie Billie nicht so aufgelöst.

»Ich schaue nach ihr«, kam ich ihren Fragen zuvor. »Könnt ihr euch um Amina kümmern? Sie braucht etwas zu essen und eine Dusche. Sie hat gerade ... Sie ist eine Klientin von Hanna.« Mit den beiden hatte ich genau die Richtigen für diese Aufgabe erwischt. Becca war in Ausbildung zur Krankenpflegerin und Camille nicht aus der Ruhe zu bringen. »Unten«, fügte ich sicherheitshalber hinzu. Dann rannte ich Billie nach.

Die beiden oberen Stockwerke des Hauses und das Dach gehörten uns allein, den Frauen, meiner Familie. Hierhin nahmen wir keine

Gäste mit, hier konnte man sicher sein, nur auf vertraute Gesichter zu treffen. Ich fand Billie in der Küche, wo sie den Medikamentenschrank durchkramte. Hektisch stapelte sie Fläschchen und Schachteln von links nach rechts und zurück und schien nicht zu finden, wonach sie suchte. Wenigstens hatte sie aufgehört zu schreien. Fast wirkte sie besonnen in ihrem systematischen Tun.

»Was machst du da?«, fragte ich sie sanft und legte von hinten meine Arme um sie. Sie erstarrte in der Bewegung und spannte spürbar die Muskeln an, aber wehrte sich nicht gegen meine Berührung, lehnte sogar ihren Kopf an meine Schulter.

»Ich hab' noch nie jemanden getötet«, flüsterte sie neben meinem Ohr.

»Und heute auch nicht, Billie. Glaube ich jedenfalls, ich weiß es nicht«, gab ich zu. Ich schloss sie enger in meine Arme. »Ich finde es heraus.«

Wir hätten nicht herkommen dürfen. Jetzt hatte ich vielleicht alle in Gefahr gebracht. Manche der Frauen würden es nicht leichtnehmen, wenn die Polizei hier auftauchte, oder Schlägertypen wie Aminas Brüder, die jetzt ganz sicher auf Ärger aus waren.

»Was hast du gesucht?« Ich zeigte auf die ordentlichen Stapel links und rechts von Billie.

»Etwas, um die Nerven zu beruhigen«, sagte sie.

»Aber keine Tabletten.« Ich nahm ihr die Schachtel aus der Hand und legte sie zurück in den Schrank.

Liane fanden wir im Wohnzimmer, in ihrer Ecke des Sofas, die von ihrem Gewicht schon durchhing. Von dort aus konnte sie alles überblicken, die Küche, den Wohnraum und durch das Erkerfenster sogar den Straßenabschnitt vor dem Haus. So wusste sie immer, wer kam und ging, und wer gerade ihre Hilfe brauchte. Liane war unsere Hausmutter und Trösterin für alle Fälle. Sie war als eine der Ersten zu mir ins Hexenhaus gezogen. Wir kannten uns von einem Zeichenkurs für Menschen ohne Begabung fürs Zeichnen. Zumindest galt das für uns beide. Liane hatte in ihrem Leben drei Kinder verloren und ich zwei

Mütter, das verband uns. »Passt ja gut«, hatte sie gesagt und war geliebt. Liane sprach nie mehr als das Nötige. Auch jetzt betrachtete sie uns mit einem wissenden Lächeln und legte ihr Buch beiseite.

Wie ein reumütiges Kind kroch Billie zwischen Liane und die Sofalehne und wiederholte kleinlaut ihr Geständnis: »Ich hab' die Turnschuhe geklaut.«

Und als spräche sie mit einem Kind, sagte Liane: »Alles wird gut«. Sie wiegte Billie in ihren Armen und summte leise, um sie zu beruhigen oder sich selbst.

Was passiert war, fragte Liane nicht. Trotzdem berichtete ich ihr, wie Hannah den Anruf bekommen hatte, während wir gerade gemeinsam die Abrechnung gemacht hatten. Wie wir losgerannt waren und sie mir unterwegs von Amina erzählt hatte. Billie war uns auf der Straße begegnet, auf dem Rückweg von einem Job, und hatte sich uns angeschlossen. Im Gegensatz zu mir hatte sie die richtigen Fragen gestellt und anschließend darauf bestanden, diese Geschichte nicht zu uns nach Hause zu tragen. Trotzdem war alles schiefgegangen.

Liane sagte kein Wort, sah mich nicht mal an, aber ich wusste, dass sie mir zuhörte. Ihr Summen nahm ein nervöses Tempo an, als ich erzählte, wie Aminas Brüder im Laden aufgetaucht waren und uns gedroht hatten. Sie zog Billies Kopf an ihre Brust, als wäre sie ein Kind, das es zu trösten galt. Ihr Kind? Ich hatte ihr mit meiner Geschichte zu viel zugemutet, sie musste einen Flashback haben. Fast wollte ich eingreifen, doch Billie kuschelte sich an sie, die Augen geschlossen, und beruhigte sich endlich.

Ich zog mir einen Stuhl heran und sah zu, wie Liane Billie in ihren Armen wiegte und dazu Schlaflieder summte. Irgendwann schien Billie tatsächlich einzuschlafen. Mir war das nicht vergönnt. Ich musste herausfinden, wie groß die Probleme waren, in denen wir steckten.

Meine Mutter mochte meine Geburt damals nicht überlebt haben, aber das musste sie vorher gewusst oder zumindest geahnt haben. Sie hatte mich nicht allein zurückgelassen. Amrei war mir immer eine überaus liebevolle Mutter gewesen, so als wollte sie mir die Frau erset-

zen, die wir beide verloren hatten. Amrei hatte nur nicht verstanden, was mich von den anderen Kindern unterschied, warum sie sich vor mir fürchteten, mich Hexe nannten. Das hatte ihr Angst gemacht. Meine leibliche Mutter war wie ich gewesen, das wusste ich, weil ich heimlich ihre Notizbücher gelesen hatte, die Amrei vor mir versteckt hielt. Anders als ich hatte meine Mutter sich in Märchengeschichten geflüchtet, sich ein Land zusammenfantasiert, in dem alle Menschen anders waren, und dort sei gerade das eine Stärke. Als sie dann schwanger war, hat sie ihre geschriebenen Worte direkt an mich gerichtet, ich solle mich nicht sorgen, eines Tages werde ich in meine wahre Heimat Lagardien finden und dort warte meine Familie auf mich. Damals hatte mich dieser Gedanke getröstet, aber er hatte mich auch schwach gemacht. Später hatte ich gelernt, dass ich stärker war als sie und mich selbst definieren konnte. Ich brauchte keine Märchenwelt, ich hatte mir meine eigene Familie geschaffen, und die würde ich um jeden Preis beschützen.

»Und dann?«

Ich schrak auf.

Liane kicherte. Billies Kopf lag noch immer an ihrer Brust, wie der eines gestillten Babys, und genauso behutsam strich ihr Liane über den Kopf.

»Was ist dann passiert?«, fragte sie.

»Auf einmal hatte er ein Messer.« Bei der Erinnerung musste ich schwer schlucken. Die Situation hätte anders ausgehen können. Ich hätte eine von ihnen verlieren können.

»Ihr seid zuhause und unverletzt«, erinnerte mich Liane.

Billie stöhnte leise, als wollte sie widersprechen. Nicht jede Verletzung war nach außen sichtbar, aber das musste ich Liane nicht erklären.

»Hanna müsste auch bald hier sein. Sie ist vor uns los, aber sie bringt noch das Neugeborene in Sicherheit.«

Liane nickte. »Alles wird gut.«

Ich wollte ihr gerne glauben, doch das konnte ich nicht. Zu oft hatte ich erlebt, wie nicht alles gut wurde. Jede meiner Hexen wusste, dass ein Happy End keine Selbstverständlichkeit war. Die meisten von ih-

nen waren in diesem Haus zum ersten Mal in Sicherheit, und es lag an mir, sie vor der Außenwelt zu beschützen.

»Amina weiß jetzt, wo wir wohnen. Sie hatte Angst vor ihren Brüdern, aber das heißt nicht, dass sie uns verzeiht, wenn ... Ich weiß nicht, ob der Mann tot ist.« Dann wäre uns nicht nur seine Familie auf den Fersen, sondern auch die Mordkommission. Das war alles meine Schuld. Ich hätte darauf bestehen müssen, Amina in ein Krankenhaus zu bringen.

»Alles wird gut«, wiederholte Liane ihr eisernes Mantra, und ich würde dafür sorgen, dass es dieses eine Mal stimmte. Ich musste nach Amina sehen und sie wegbringen; herausfinden, was mit ihrem Bruder geschehen war, ob uns jemand gesehen und erkannt hatte. Es kam mir vor, als rollte ein Güterzug auf mich zu, und mir fehlte die Kraft, ihn aufzuhalten. Müde wandte ich den Kopf, und da stand Amina. Ich sprang auf. »Verdammt, ich habe gesagt, sie soll unten bleiben.«

Keine der Frauen war bei ihr, sie hatte uns allein gefunden. Fasziniert beobachtete sie, wie Billie sich an Lianes Brust schmiegte, die Beine um ihre Mitte geschlungen. Beinahe könnte man glauben, sie riebe sich in Verlangen an ihr. Ich schloss den Abstand zu Amina und versuchte sie abzuschirmen.

Amina legte den Kopf zur Seite und spähte an mir vorbei. Was sah sie: den Säugling, den sie vor wenigen Stunden geboren und wieder verloren hatte? Sexuelle Freizügigkeit, die ihr kulturelles Empfinden beleidigte? Die Mörderin ihres Bruders, die Trost in der Gemeinschaft fand? Schwer zu sagen, was schlimmer wäre. Wie lange stand sie schon dort, hatte sie meine Worte mit angehört?

»Ich bringe dich nach Hause oder wohin du sonst willst. Das hier war nicht für deine Augen bestimmt.« Wenn ich ihr Geld gäbe, genügend davon, vielleicht würde sie uns nicht verraten.

Amina schüttelte den Kopf. Sie schaute mich nicht an. Ihr Blick war gebannt von der Szene hinter mir. Der Tag war wie ein Alptraum, der mit jeder Sekunde weiter eskalierte.

Hilflos wandte ich mich zu Liane und Billie um.

»Alles wird gut.« Lächelnd winkte Liane mich heran. Oder meinte sie Amina?

Langsam setzte sich das Mädchen in Bewegung. Neben dem Sofa kniete sie sich auf den Teppich, legte ihre Stirn an Lianes Schulter und ihre Arme um die miteinander verschlungenen Frauen. Es sah aus, als werde sie ein Teil von ihnen, wüchse in sie hinein, verwoben in einem unlösbaren Knoten.

Mit ihr waren wir dreizehn. Dreizehn Hexen.

Ich musste hier raus.

Zwischenspiel

Adrian sieht rot

Die Stadt Braşov liegt im Herzen jenes Landstrichs in Rumänien, der sich Siebenbürgen nennt oder Transsilvanien. In den Touristenshops kann man Tassen mit gruseligen Vampirfratzen erstehen. Seit seiner Begegnung mit dem irren Blutsauger, der die Geschichte seiner Heimat ein bisschen zu wörtlich genommen hatte, kann Adrian nicht mehr daran vorbeigehen, ohne dass ihm ein kalter Schauer über den Rücken läuft.

Das »Pferd« ist eine von drei Kneipen in Braşov, in denen nachts illegale Faustkämpfe ausgetragen werden. Offiziell hat davon natürlich noch nie jemand gehört, aber dafür ist der Laden jede Nacht rappellvoll, so auch heute. Mindestens drei Bullen hier, aber vor denen hat Adrian keine Angst. Wer diesen Schuppen freiwillig betritt, ist auf schnelles Geld aus, und Adrian ist zu wertvoll für sie geworden. Seit dreizehn Nächten hat er keinen Kampf verloren. Die Einsätze sind so hoch wie nie, darauf würde er wetten.

Auch heute hat er seinen Gegner fest im Griff. Wie ein Knäuel aus schwitzenden Körperteilen walzen sie über den Boden, begleitet vom Stampfen der Zuschauer und dem Lärm der Bierhumpen, rhythmisch auf die Tische geknallt. Das Hämmern lässt Adrians Zwerchfell vibrieren und bringt sein Blut zum Kochen. Vielleicht verursacht auch nicht die Geräuschkulisse seine Ekstase, oder der intensive Duft nach Alkohol und Schweiß, sondern die Kontrolle, die er über seinen Gegner ausübt. Obwohl er unkonzentriert ist, könnte Adrian den Kampf sofort beenden, aber wo bliebe der

Spaß? Ihr Geld setzen sie auf seinen Sieg, aber sie zahlen für den Spaß.

Seinen geschwächten Gegner im Schwitzkasten, späht Adrian hinüber zu der Frau an der Bar, die seine fehlende Konzentration verschuldet: Celestria. Ein Weinglas in der Hand und einen selbstzufriedenen Ausdruck auf dem Gesicht, beobachtet sie jede seiner Bewegungen. Damit ist sie nicht allein, doch anders als den restlichen Zuschauern geht es ihr nicht um ihren Wetteinsatz oder ein kurzfristiges Vergnügen. Sie sieht ihn als Investition in die Zukunft. Die Frau glaubt ihn im Sack zu haben mit ihrem hübschen Gesicht und ihrer feenhaften Gestalt und ihren Drohungen, aka »einmaliges Angebot«. Aber da hat sie sich geschnitten. Er denke über ihr Angebot nach, hat er gesagt, nur um sich Zeit zu verschaffen. Celestria ist gefährlich, daran hat er noch keine Sekunde ihrer Bekanntschaft gezweifelt.

Die Ablenkung bezahlt Adrian mit dem Ellbogen seines Gegners im Unterbauch; ein lächerlicher Angriff, der ihm nicht mal die Luft raubt. Trotzdem quittiert er den Affront mit einem sauberen Faustschlag in die hässliche Fresse des anderen und nimmt sich dieses Mal nicht zurück. Den metallischen Geruch bemerkt er, noch bevor dem Mann ein dunkelrotes Rinnsal aus dem Mundwinkel quillt: Blut. Adrian erstarrt und zwingt sich, nicht zu tief einzuatmen. Für einen Moment sieht er fasziniert zu, wie der Tropfen sich seinen Weg über das rasierte Kinn des Mannes bahnt und in Richtung der weichen Vertiefung am Halsansatz fließt. Das würde er niemals zugeben, nicht mal Ana gegenüber, aber seit den Nächten, die sie beide mit diesem kranken Blutsauger verbracht haben, ist Adrian in gewisser Weise auf den Geschmack gekommen. Natürlich läuft er nicht rum wie der Irre und saugt den Leuten das Blut aus den Venen, aber der Geruch. Der Geruch nach Leben und purem Sex. Schnell schlägt er noch einmal nach, und wieder und wieder, auch noch als er Knochen brechen hört, auch noch als sein Gegner längst KO am Boden liegt. Das Publikum grölt, aus Begeisterung oder Verachtung? Adrian presst sich die blutige Faust vor den Mund. Er will den Mann nicht töten und weiß, dass er

kurz davorstand, nicht zum ersten Mal. Hastig verlässt er den Ring. Wenn jemand merkt, dass Adrian einer abgeht, sobald Blut fließt - wahrscheinlich wäre es seinem Ruf auch noch förderlich.

Seine Fäuste öffnend und schließend, um den Druck abzubauen, bahnt sich Adrian den Weg durch die Menge, ohne mit jemandem zu sprechen. Am liebsten würde er direkt nach Hause gehen. Ana ist schon viel zu lange allein. Aber nach drei Kämpfen lenkt der Durst seine Schritte, und außerdem hat ein Mann nun mal Bedürfnisse. Er setzt sich an einen Tisch direkt am Eingang zur Küche, dort wo niemand sitzen will, weil es nach Frittierfett stinkt und der unfreundliche Kellner einen ständig über den Haufen rennt. Im Vorbeilaufen klopft er Adrian auf den Rücken und knallt eine Flasche Bier vor ihm auf den Tisch. Wenige Minuten später stellt er einen Teller mit Steak und Salat dazu.

Adrian sitzt mit dem Rücken zum Schankraum und hofft, unbemerkt zu bleiben. Überrascht ist er nicht, als sich Celestria zu ihm setzt. Aber so dicht neben ihn - ist die Frau irre? Er ist noch dabei, das Adrenalin abzubauen. In seinem Zustand könnte es ihm durchaus einfallen, die Frau in die Nische neben dem Hintereingang zu zerren. Würde Ana zuhause nicht krank im Bett liegen. Solange es ihr nicht besser geht, wird Adrian niemanden vögeln, nicht Ana und keine sonst. Frustriert schiebt er sich einen Bissen von dem Steak in den Mund, das innen noch blutig ist, so wie er es neuerdings am liebsten mag. Ein bisschen hilft der Geschmack rohen Fleisches gegen seine aufgewühlten Nerven.

Celestria grinst, als kenne sie seinen Zwiespalt in allen Facetten. Als wüsste sie um seine Geilheit und um seine Gründe, sie sich zu versagen.

»Hast du über mein Angebot nachgedacht?«

Das nun wieder. »Bin noch dabei«, sagt er kauend.

»Meine ... Auftraggeber sind geduldige Leute«, erwidert sie. »Doch sie lieben es nicht, wenn einer wie du sie hinhält.« Ihr Lächeln konterkariert die Drohung.

Wer sollen diese Auftraggeber sein, die »einen wie ihn« gut gebrauchen können? Ist die Frau von der Mafia oder vom Geheimdienst? »Ein Schloss in den Alpen« war die konkreteste Antwort, die er ihr

aus den Rippen leiern konnte. Vielleicht so ein reicher Irrer, der sich aus Paranoia eine Privatarmee rekrutiert.

Er nimmt einen langen Schluck von seinem Bier und wischt sich mit dem Handrücken den Mund ab. Dann lehnt er sich vor und platziert sein Gesicht direkt vor Celestrias, so nah, dass er ihr die blonden Strähnen aus der Stirn pusten kann. So nah, dass sie seinem Blick nicht ausweichen kann. »Und ich liebe es nicht, wenn eine wie du versucht, mich unter Druck zu setzen.«

Sie unternimmt keinen Versuch zurückzuweichen. Stattdessen legt sie eine Hand auf sein Knie und fährt an seinem Bein hinauf. Er will aufspringen und sich der Berührung entziehen, aber ist wie gelähmt. Sein Schwanz pocht. Ist ja nicht so, als wäre er nicht scharf auf die Frau, und nach einem Kampf, der beinahe mit dem Tod geendet hätte, verdammt -

»Niemand will dich unter Druck setzen, Adrian. Weder dich noch deine kleine Freundin. Ana, richtig?«

Das reißt ihn aus ihrem Bann. Er ist so schnell auf den Füßen, dass er seinen Stuhl dabei umreißt. »Was weißt du von Ana?«

»Sie ist der Grund, warum du zögerst, nicht wahr? Wegen ihrer Krankheit? Du solltest wissen, dass wir dir helfen werden, deine Angelegenheiten zu regeln, bevor du mit uns kommst. Nicht nur finanziell.«

Er geht rückwärts. Sie ist aufgestanden und folgt ihm. Am liebsten würde er sich umdrehen und wegrennen. Aber sie weiß von Ana. Bedroht sie Anas Leben?

Celestria erwischt ihn am Handgelenk, kommt näher, bis er ihre festen Brüste spürt, die sie an seine Schulter presst, um ihren Mund dicht an sein Ohr zu bringen. »Du musst dich nicht heute entscheiden. Ich verreise für ein paar Tage. Auf dem Rückweg hole ich dich ab.« Sie lässt ihn los und verabschiedet sich mit einem koketten Winken. Überrascht sieht er zu, wie sie in der Menge verschwindet. Einfach so, als wäre sie nie eine Bedrohung gewesen. Er lacht lautlos. Ein paar Tage. Bis dahin hat er Ana weggebracht, in eine andere Stadt, ein anderes Land, wenn es nötig ist.

Celestria wird ihn nie wiederssehen.

3

Status unbekannt

Aminas Bruder war mit einem Rettungswagen abtransportiert worden, sein Zustand instabil. Das klang nicht gut, aber es war nicht das Gleiche wie tot. Die Verkäuferin hatte uns nicht verraten. Sie kannte ja nicht mal unsere Namen, versicherte sie mir verschwörerisch, aber es gebe Ermittlungen, die Polizei sei im Laden gewesen. Alles hing davon ab, ob die Brüder redeten, ob Amina die Nerven behielt und Billie. Ob Sami überlebte. Ich hatte keine Kontrolle mehr darüber. Wie in Trance verließ ich das Einkaufszentrum und ließ mich vom Menschenstrom der Heimkehrenden mitreißen, hinab zur U-Bahn, Hauptsache weg. Ich konnte nicht nach Hause, noch nicht. Was sollte ich Billie und den anderen sagen?

In der Bahn waren zum Geschäftsschluss alle Sitzplätze belegt. Die Menschen standen sich auf den Füßen, die meisten in ihre Handys vertieft. Manche schauten umher und beobachteten einander. Man sah nur so lange hin, bis das Gegenüber den Kopf hob, und gab dann eilig vor, etwas im Hintergrund zu betrachten, einen Bildschirm, einen anderen Fahrgast, das eigene Spiegelbild in der dunklen Scheibe. Sie alle waren sich fremd, bildeten eine zufällige Ansammlung von Menschen mit keiner Gemeinsamkeit als einem geteilten Einkaufstag. Und doch wirkten sie wie eine eingeschworene Gemeinschaft. Niemand von ihnen hatte den Vorfall im Laden mit angesehen oder davon gehört, denn konnten sie sonst so gleichmütig bleiben?

Ich googelte »Messerstecherei München«. Noch nichts in den Zeitungen, aber der Pressebericht der Polizei erwähnte ein Körper-

verletzungsdelikt in München Riem. Der Täter wurde als männlich, 20-30 Jahre alt, 170-180 Zentimeter groß und schwarz gekleidet beschrieben, man bat um sachdienliche Hinweise. Ein Niemand, ein Jedermann. Ein Mann. Vielleicht hatte dieses eine Mal Liane Recht und alles würde gut werden. Ich lächelte und sah auf. Die Frau mit den blauen Strähnen fixierte etwas schräg hinter mir.

Ich war mit keinem Ziel in die U-Bahn gestiegen, und doch gab es keinen Zweifel, wohin ich fuhr. Jaro war mein bester Freund. Er war, wohin es mich zog am Ende eines schwierigen Tages voller Geburtstrauma, an dem Billie vielleicht einen Mann umgebracht hatte. Wenn es sich anfühlte, als ginge alles den Bach runter. Wenn mir die Verantwortung über den Kopf wuchs, spürte Jaro, was ich brauchte, oft besser als ich. Wenn ich mich irgendwo fallen lassen konnte, den Tag für ein paar Stunden vergessen, dann bei ihm.

Seine Wohnung lag zwölf Stationen von der Messestadt entfernt, achtzehn Minuten Fahrtzeit. In Luftlinie waren es nur elfeinhalb Minuten, aber dafür war es zu früh, zu gutes Wetter, Jaros Nachbarschaft abends zu belebt, um ungesehen zu bleiben. Von einem Imbiss in seiner Straße nahm ich uns Falafel Pita mit. Keinen Gedanken verschwendete ich an die Frage, ob Jaro an einem Freitagabend zuhause war. Wenn ich ihn brauchte, war Jaro da.

Wie immer erreichte ich den fünften Stock des Altbaus ein wenig außer Atem. Wie immer hatte er mich bereits kommen gehört. An den Türrahmen gelehnt wartete auf er mich, mit einem Pinsel in der Hand. Jaro war unverschämte attraktiv, langgliedrig und muskulös, ohne dass es bemüht wirkte. Die Hose saß ihm tief auf der Hüfte, und sein Hemd war nicht ordentlich geknöpft. Goldbraune Haut blitzte dazwischen hervor, die sich über schlanke Bauchmuskeln spannte. Jaro lachte leise und strich mir mit dem Pinsel über das Gesicht.

»Ich weiß genau, was du brauchst.« Seine Stimme hatte dieses Timbre, dunkel und verheißungsvoll. Er stieß sich am Türrahmen ab und ließ mir den Vortritt in seine Wohnung.

»Da bin ich mir sicher.« Im Vorbeigehen streifte ich seine Schulter und nahm seinen vertrauten Duft wahr, nach etwas Pflanzlichem, nie kam ich darauf, was das war. Die Herznote eindeutig das Lösungsmittel, mit dem er seine Farbpigmente anrührte und die Pinsel reinigte.

Jaros Wohnung über den Dächern der Stadt bestand nur aus anderthalb Zimmern, übergossen von einem Sammelsurium an Gegenständen, Schachteln und Büchern. Es gab einen kleinen Balkon und davor, an der hellsten Stelle des Raumes, stand seine Staffelei, daneben ein Stapel Leinwände und ein Metallkasten mit Farben und Pinseln. Jaro war ein Zauberer. Vielleicht war er die eine verwandte Seele, die ich in jeder Begegnung zu erkennen hoffte.

Seine Bilder zeigten Landschaften, die nichts glichen, was ich schon einmal gesehen hätte, und ich hatte viel von der Welt gesehen. Sie zeigten keine real existierenden Orte, waren nicht einmal besonders realistisch ausgeführt. Betrachtete man die Pinselführung, den Farbauftrag, waren sie ungelenkt, naiv, beinahe zufällig. Doch blickte man dahinter, dann nahmen die Bilder einen mit in fremde Welten. Die Leinwand, an der er arbeitete, ließ eine Grotte zwischen rötlichen Felsen entstehen. Klares Wasser lief an zartgrünen Ranken hinab. Da war so viel Licht, und ich meinte es auf meiner Haut zu spüren, die Sonnenwärme, die kühlen Wassertropfen. In der Ferne hörte ich die vertrauten Rufe eines Lebewesens, das ich mir nicht einmal vorstellen konnte.

»Gefällt es dir?«, raunte Jaro an meinem Ohr.

Ich öffnete die Augen und trat einen Schritt zurück. »Lass uns essen. Ich habe Falafel mitgebracht.«

Jaro entkorkte eine Flasche Wein, dessen fruchtiges Aroma gut dazu passte, und räumte den Esstisch frei, der zugleich sein Schreibtisch war, und Auffangstation für alles, was noch keinen Platz im Zimmer gefunden hatte. Wir aßen schweigend, trotzdem hatte ich das Gefühl, meine Ängste und meine Schuld lägen zwischen uns auf der Tischplatte ausgebreitet. Jaros träges Lächeln versprach mir nicht, alles würde gut, sondern dass es bereits gut war. Ich wartete darauf, dass er beiläufig das Richtige sagte, so wie er es immer tat.

Stattdessen stand er auf und bereitete uns Espresso zu. Jaros Siebträgermaschine hätte besser in ein italienisches Café gepasst als in eine Junggesellenbude wie seine, und er mahlte die Kaffeebohnen von Hand. Fasziniert sah ich zu, wie sein aufgekrempelter Hemdsärmel bei jeder kreisenden Bewegung ein Stück weiter nach oben rutschte und goldenes Haar auf gebräunter Haut enthüllte. Wie die Sehnen an seinen Unterarmen hervortraten, wenn er die Muskeln anspannte. Er lehnte sich hinab, um etwas aus dem Kühlschrank hervorzuzaubern. Als er zu mir aufsaß, mußte er bemerken, wie unverblümt ich ihn anstarrte. Seine Lippen kräuselten sich zu einem anzüglichen Lächeln.

»Tartelettes au citron«, sagte er, als präsentiere er mir meinen unangefochtenen Lieblingsnachtisch aller Zeiten. Er drapierte die Törtchen auf einen Teller und stellte ihn vor mir auf den Tisch. Hinter ihm pfiß der Kaffeeautomat eine leise Melodie. Es war rührend. Ich fragte mich, ob Jaro dieses eine Mal meine Bedürfnisse falsch deutete.

Doch als wäre das ein normaler Arbeitsschritt beim Servieren eines Desserts, ließ er zwischen Esstisch und Küchenzeile seine Hose zu Boden gleiten und stieg hinaus, bevor er noch in derselben Bewegung die Tassen aus dem Schrank griff. Er trug nichts darunter, und als er sich zu mir umdrehte, ragte mir auf Augenhöhe seine beachtliche Erektion entgegen. Ich biss mir von innen auf die Lippen, um jede Reaktion zu verbergen.

»Zucker?«, fragte er unschuldig. »Ach nein, du nimmst keinen Zucker.« Man mußte ihn gut kennen, um das herausfordernde Grinsen zu bemerken, das sich in seinem Mundwinkel versteckte.

Dieses Spiel beherrschte ich auch. »Heute ist mir nach Zucker.« Während er den Kaffee in die Tassen füllte und die Zuckerdose vom Regal nahm, zog ich unter dem Rock meinen Slip aus und legte ihn auf den Tisch, mitten zwischen die dreieckigen Teller. »Der Tag war reichlich bitter bis jetzt.«

Jaro stellte die dampfenden Tassen auf den Tisch. Beiläufig wanderte seine Hand zwischen seine Beine. Ich gab nicht vor, eine einzige seiner Bewegungen zu verpassen. Er tat nicht mehr, als ob er das

nicht bemerkte. Mit einem triumphierenden Lächeln setzte er sich mir gegenüber und rückte seinen Stuhl näher heran.

Es reizte mich, nicht zu sehen, was er unter dem Tisch mit seiner linken Hand tat, während er mit der Rechten einen Löffel Zucker in meine Tasse rührte und sie zu mir herüberschob. Ich trank einen hastigen Schluck, verbrannte mir die Zunge und fluchte.

»Wer hat dir heute die Laune vermiest?« Jaro nahm meinen Slip vom Tisch und presste ihn sich ins Gesicht. Genussvoll sog er meinen Duft ein, und verdammt, machte mich das an.

Ohne unseren Augenkontakt zu unterbrechen, rutschte ich mit meinem Stuhl zurück und schob eine Hand unter meinen Rock. Es überraschte mich, wie nass ich war. Wie von selbst glitten meine Finger zwischen meine Schenkel. »Eine Frau hat ein Kind geboren.« Meine Stimme klang atemlos und ich versuchte nicht, das zu verbergen. Ich legte den Kopf in den Nacken und tastete mich tiefer, bot Jaro mit meinen Bewegungen absichtlich Spielraum für Interpretation. Er betrachtete mich wie eines seiner unvollendeten Werke, in denen er mehr zu erkennen vermochte, als auf der Leinwand zu sehen war.

»Ein Mann wollte sie dafür umbringen«, stieß ich hervor. »Jetzt ist er vielleicht tot.«

Jaro atmete scharf ein und schloss die Augen. Nicht aus Entsetzen über meine Worte. Bei ihm musste ich mich nicht zurückhalten. Als er mich wieder ansah, waren seine Pupillen geweitet und seine Lider schwer. Ich hielt seinen Blick, schob einen dritten Finger zu den beiden anderen und stellte mir vor, es wäre Jaro, der mich berührte.

Er unterdrückte ein Stöhnen. Wusste er, woran ich dachte? »Meine Finger reichen dir nicht, hast du mal behauptet.« Er klang vorwurfsvoll.

Ich hob die Hand zum Mund und leckte mir sorgfältig einen Finger nach dem anderen ab. »Alles war voller Blut.«

Mit einem Geräusch, das halb Stöhnen und halb Ächzen war, streckte er die Waffen. »Du hast gewonnen. Komm her.«

Gemächlich schlenderte ich um den Tisch herum und verknötete meinen Rock an der Hüfte. »Billie hat den Mann mit seinem eigenen

Messer niedergestochen.« Das klang wie eine Schlagzeile in der Zeitung, nicht mehr wie etwas, das tatsächlich geschehen war. Ich stieg mit einem Bein über Jaros Schoß und betrachtete seine Vollkommenheit, befühlte die weiche Haut über dem Stahl darunter. Beinahe bedauernd zog ich das Päckchen aus der Tasche und öffnete die Folie mit den Zähnen.

»Brauchen wir das wirklich?« Das fragte er mich jedes Mal.

»Sie konnte nicht fassen, was sie getan hatte. Sie war wie erstarrt.« Doch jetzt war sie zuhause, in Sicherheit. Langsam rollte ich das Kondom über seinen Penis, der darin unreal aussah. Nur die Wärme und das spürbare Pulsieren unterschieden ihn noch von einem Plastikdildo, und trotzdem. Es war kein kritischer Zeitpunkt und ich hatte natürlich andere Maßnahmen ergriffen, um nicht schwanger zu werden, doch sicher war sicher. In meiner Familie überlebte keine Frau eine Geburt.

Ich stützte mich an der Tischkante ab und ließ mich Stück für Stück auf Jaros Schoß sinken. »Danach ist sie völlig durchgedreht.« Mit jedem Zentimeter glaubte ich, mehr ginge nicht, er füllte mich vollständig aus. Das Prickeln auf meiner Haut löste mich auf. »Sie hat geschrien und geschrien, den ganzen Weg.« Bevor ich am Anschlag war, stemmte ich mich hoch und wiederholte die Bewegung, dieses Mal noch langsamer, forderte uns beide heraus, indem ich uns vorenthielt, wonach wir uns sehnten.

Jaro lehnte sich zurück und beobachtete mit halbgeschlossenen Lidern, wie sein Fleisch in meinem versank. Neben seinem warmen Goldton schimmerte meine Haut blass, beinahe durchsichtig.

»Die Frau heißt Amina«, presste ich hervor. »Jetzt ist sie eine von uns.«

Zwei oder drei Wiederholungen noch ließ er mich meine sanfte Qual fortsetzen. Dann stand er in der Bewegung vom Stuhl auf, schob mich über die Tischkante und drückte meine Schenkel auseinander. Jaro wusste, was ich jetzt brauchte. Mit festen Stößen raubte er mir inmitten der Kaffeetassen und der Reste unseres Abendessens die Kontrolle. Endlich konnte ich loslassen und schrie meinen Frust und meinen Ärger und meine Angst an die Decke.

Als Jaro fertig war, blieb er nicht. Ohne einen Blick in meine Richtung ging er zu seiner Staffelei. Noch immer nur in dem offenen Hemd bekleidet, sein müdes Glied auf Halbmast stehend, tauchte er den Pinsel in den Farbtopf.

Auf der Seite liegend, den Kopf auf eine Hand gestützt, stopfte ich mir ein zerquetschtes Zitronentörtchen in den Mund und sah zu, wie Jaro sein Bild vollendete. Die letzten Ausläufer einer Sturmflut schwappten durch meinen Unterleib. »Jetzt sind wir dreizehn«, sagte ich kauend.

Endlich sah Jaro mich an. »Du wirst nie mit mir nach Lagardien kommen, oder?«

Genervt wandte ich den Blick ab. Immer wieder fing er damit an. Lagardien nannte er die fremdartigen Landschaften, die seine Bilder zeigten. Lagardien, wie das Märchenland aus den Geschichten meiner Mutter, mit denen sie sich getröstet, und die ich mit meiner Kindheit zurückgelassen hatte. Unbedarft hatte ich Jaro einmal davon erzählt, und ich mochte nicht, dass er mich damit aufzog.

Ich stand vom Tisch auf und ließ meine Rockschöße fallen. »Ich gehe nirgendwo hin. Meine Familie ist hier.« Die einzige Familie, die noch zählte.

»Dein Hexenzirkel«, sagte er.

»Sie sind keine Hexen.« Ich trat neben Jaro und betrachtete das Bild, in dem es Nacht geworden und das warme Licht einer düsteren Stimmung gewichen war. Auch jetzt hörte ich Wasser plätschern, aber nicht wie ein Bach, sondern als ob sich darin etwas bewegte. Ein Schauer kroch mir über die Haut. »Sag das nicht über sie. Hanna ist einfühlsam und immer freundlich, weil es sie als Kind davor bewahrte, zurück ins Heim geschickt zu werden. Billies Gespür für Gefahren ist ihr Überlebensinstinkt, Camilles Gelassenheit eine Schutzmauer. Jede von ihnen ist besonders. Solche Frauen hat man schon immer Hexen genannt, und anschließend hat man sie verbrannt.«

»Ich habe nicht gesagt, dass sie Hexen sind. Ich habe gesagt, sie sind dein Hexenzirkel.« Mit einer Hand unter dem Rand meiner Bluse zog

Jaro mich näher und küsste mich auf die Schläfe. Es war eine so zärtliche Geste. Ich wich zurück.

»Es ist fertig, was meinst du?« Mit dem Pinsel zeigte er auf das Bild.

Damit versuchte er, die Zurückweisung zu übermalen. Aber so war es nicht zwischen uns, das hatten wir seit Langem geklärt. Wir waren nicht zärtlich zueinander. Das hier war keine Beziehung. Es war Freundschaft und Sex. Für mehr war in meinem Leben kein Platz. Manchmal vergaß Jaro das. Manchmal musste ich mich selbst anstrengen, es nicht zu vergessen.

»Bleibst du wenigstens heute Nacht? Es ist spät geworden.« Er lachte leise. »Und ich würde dich gerne mal in meinem Bett lieben.«

Feige schüttelte ich den Kopf. »Es geht nicht, sie warten auf mich. Ich war schon viel zu lange weg.«

Während ich die fünf Stockwerke hinabließ, stand Jaro am Treppenabsatz und lauschte meinen Schritten. Erst als ich fast das Erdgeschoss erreicht hatte, hörte ich das Klicken, mit dem er die Tür hinter sich schloss. Eines Tages würde er sie nicht mehr für mich öffnen. Dann würde ich ihn einmal zu oft zurückgewiesen haben. Der Gedanke, dieses eine Mal zu viel könnte heute gewesen sein, ließ mich frösteln. Trotzdem konnte ich ihm mehr nicht geben. Ich hatte ein Zuhause, eine Familie, die auf mich wartete, und die mich brauchte. Meinen Hexenzirkel.

4

Hexenhaufen

Wieder nahm ich einen Umweg zurück nach Hause und schaute mich alle paar Meter nervös auf der Straße um. So spät am Abend wirkte die Messestadt ausgestorben. Unschuldig. Was meine Nerven als drohenden Angriff meldeten, war die Jalousie des Getränkeladens, die im Wind leise klapperte. Aus einer Hofeinfahrt roch es nach Gras, keine Stimmen, keine Schritte auf dem Asphalt als meine eigenen. Trotzdem näherte ich mich dem Hexenhaus von der Parkseite aus, wo mich die Schatten der Bäume vor Blicken verbargen, und verharnte noch einen Moment in Sichtweite des Hauses. Waren die meisten Lichter in der Umgebung längst erloschen, stellte unser Hexenhaus ein einladendes Leuchtfeuer in der Dunkelheit dar. Gedämpftes Lachen drang an meine Ohren und Gitarrenklänge. Das warme Licht lebendiger Flammen erhellte die Nacht, Fackeln auf dem Dach, vor denen sich die Silhouetten tanzender Frauen abzeichneten.

Camille war mit Sicherheit darunter, und Ines, die Dritte im Bunde vielleicht Vivi. Sie jauchzten und kreischten. Wie oft hatte ich sie schon gewarnt, nachts keinen solchen Lärm zu machen. Wir durften keine Aufmerksamkeit auf uns lenken. Und doch musste ich lächeln über die Ausgelassenheit und Freude, die sich diese Frauen hart genug erkämpft hatten. Eine Weile stand ich allein im Dunkeln und sah ihnen zu.

Als mir die Nachtkälte unter die Röcke kroch, eilte ich über die Straße zum Vordereingang. Hinter der Tür ließ ich meine Jacke zu Boden fallen, streifte die Schuhe ab und begann meine Runde durch das

Haus. Wir hatten Besuch, das war an den unbekanntenen Schuhen im Eingangsbereich zu erkennen, und an den Kleidungsstücken, die über den Boden und auch über meine Pakete rankten wie giftiger Efeu. Die Kartons hatte ich heute Morgen gepackt und hätte sie am Nachmittag zur Post gebracht, wäre mir nicht Aminas Blasensprung dazwischengekommen. Ich warf die fremden Jacken über das Geländer und brachte meine Ware in dem Verschlag unter der Treppe in Sicherheit. Meinen Schmuck fertigte ich aus Isarkieseln und Fundstücken und war mir sicher, dass er sich nur wegen der Gerüchte, er habe magische Heilwirkung, so gut verkaufte.

Die wahre Künstlerin unter uns war Vivi. Sie hatte uns eine schöne Garderobe aus Treibholz gebaut, und für sie tat es mir leid, dass niemand sie nutzte. Ich angelte meine Jacke vom Boden und gab dem Kunstwerk seine Funktion wieder. Sacht strich ich mit den Fingern über das faserige Holz und schob mit dem Fuß die Schuhe aus dem Weg. Ein paar Schritte weit folgte ich dem Flur im Erdgeschoss. Die Geräuschkulisse hinter verschlossenen Türen war unmissverständlich.

Sofia brachte seit ein paar Wochen denselben Typen mit, Erik, oder Prinz Erik, wie wir ihn nannten. Ein netter Kerl, harmlos. Er war Landschaftsgärtner und vergötterte Sofia, bei jedem Besuch brachte er ihr eine andere Blume mit. Damit wusste ich schon deutlich zu viel über den Mann. Über kurz oder lang würden wir Sofia verlieren, aber zumindest in gute Hände.

Unwillkürlich wich ich einen Schritt zurück, als hinter einer Tür jemand schmerz- oder lustvoll aufschrie, vielleicht beides. Marieke feierte gerne und brachte fast jede Nacht einen anderen Mann ins Haus, oft nicht nur einen. Anfangs hatte mir das Sorgen bereitet, doch kaum einen ihrer Gäste bekam man je zu Gesicht. Nicht nur einmal hatte Marieke angedeutet, diesen Männern sei mehr als uns an Diskretion gelegen, aber keine unserer Fragen beantwortet. Handelte es sich um Kriminelle oder Prominente, beides traute ich ihr zu. Ziemlich sicher war ich mir, dass sie sich von ihnen bezahlen ließ, aber unsicher, wie die Frauen und ich selbst dazu standen, vermied ich das Thema.

Auf dem Weg nach oben lag schon der Duft nach Chili und Kurkuma in der Luft, jemand kochte noch zu dieser späten Stunde. Ich hoffte auf Yara und wurde nicht enttäuscht. Obwohl ich keinen Hunger hatte, ließ ich mich von ihr mit einem Löffel ihrer neuesten Kreation füttern und hörte den Gesprächen in der Küche zu, ohne zu begreifen, worum es ging. Die Frauen scherzten miteinander, lachten lauthals, als gäbe es nichts zu befürchten. Für eine Weile wickelte ich mich in die sorglose Stimmung wie in eine warme Decke.

»Was sollen die Blumen?« Langstielige rote Rosen. Als ihr intensiver Duft zu mir durchgedrungen war, entdeckte ich die verschwenderischen Sträuße nicht nur auf dem Esstisch, sondern auch auf der Arbeitsfläche, in der Spüle und auf dem Boden, in Karaffen und Töpfe drapiert. Diese Blumen mussten ein Vermögen gekostet haben.

Auf meine Frage hin verstummten alle und starrten mich an.

»Prinz Erik«, sagte Becca in einem herausfordernden Ton, als bedeuteten ihre Worte viel mehr als einen Namen.

»Er hat ihr einen Antrag gemacht?« Sofia würde uns sogar noch schneller verlassen als befürchtet. Ich zwang mich zu einem Lächeln.

»Wie schön für die beiden.«

»Sie hat abgelehnt«, sagte Yara sachlich.

»Nicht nur das«, fügte Becca hinzu. »Sie hat ihn weggeschickt. Es war nicht schön.«

»Sie hat was? Wo ist sie?« Wieso würde Sofia das tun?

Sie zeigten stumm zur Decke. Ich musste mit ihr sprechen. Gleich nach meinen anderen Sorgen.

Billie und Amina fand ich im dunklen Wohnzimmer. Wie zwei Papageien auf der Stange saßen sie auf dem Sofa, die Köpfe zueinander geneigt, und unterhielten sich leise miteinander. Ihre ungleichen Formen zeichneten sich gegen das schwache Licht ab, das von der Straßenlaterne vor dem Haus hereinfiel. Was hatten sich ausgerechnet diese beiden Frauen zu sagen? Mich bemerkten sie nicht einmal. Natürlich war nicht alles in Ordnung. Ich hatte nichts Tröstliches über Aminas Bruder beizutragen und es war noch immer offen, welchen

Konsequenzen wir uns würden stellen müssen. Feige ließ ich sie allein und stieg aufs Dach.

Das Dach unseres Hauses beherbergte keine Terrasse. Niemand außer uns nutzte die ökologisch begrünter Flächen, und ich hatte deshalb nicht nur eine Beschwerde erhalten, doch bisher war die Brandschutzbehörde ferngeblieben. Manchmal kam eine Polizeistreife vorbei und bat um Einhaltung der Nachtruhe, aber das war seltener geworden, seit ich nach dem Tod der alten Ziegler das Nachbarhaus gekauft hatte. Die anderen wussten nichts davon, ich ließ es leer stehen, und alle hielten es für eine glückliche Fügung, dass noch niemand Neues neben uns eingezogen war. Nur die Angelegenheit mit dem Dach bereitete mir Sorge, aber schon aus praktischen Gründen hatte ich beschlossen, das Problem vorerst beiseitezuschieben. Mir kam die Leiter zugute, die wir installiert hatten, um die Dachluke zu erreichen, und bei den Nachbarn löste es längst keine Neugier mehr aus, jemanden auf dem Dach zu sehen. Die Frauen hatten meine Regel akzeptiert, dieses Fenster stets einen Spalt offen zu lassen. Vor Regen war es durch einen Überbau geschützt, und wer sollte sich schon von oben Zugang verschaffen, hatte Camille einmal gescherzt.

Auf dem Dach herrschte die fröhliche Stimmung einer Sommernacht, obwohl die Temperaturen noch nicht nach Sommer schrien. Das wärmende Feuer, das sie zusätzlich zu den Fackeln in einer Tonne entzündet hatten, half, die Illusion aufrecht zu erhalten. Daneben saß Camille auf dem Boden, mit ihrer Gitarre im Arm. Sie wirkte gedankenverloren, als lauschte sie forschend den Klängen des Instruments. Vielleicht war sie woanders, vielleicht in ihrer Vergangenheit. Camille hatte ich auf dem Gärtnerplatz eingesammelt, nachdem sie längere Zeit mit ihrer Gitarre und wenigen Habseligkeiten durch die Länder gezogen war. Eigentlich hatte ich ihr nur einen sicheren Übernachtungsplatz anbieten wollen, solange sie in München blieb. Daraus waren inzwischen beinahe zwei Jahre geworden. In Nächten wie dieser war ihr Fernweh nicht zu überhören.

Vivi und Ines tanzten und sangen zu Camilles Spiel und ließen sich von dessen leiser Wehmut nicht ablenken. Die dritte Silhouette, die

ich von unten erspäht hatte, musste Sofias gewesen sein. Sie war es, die sich am euphorischsten zur Musik bewegte und deren Schreie schrill durch die Nacht hallten. Die expressive Fröhlichkeit passte nicht zu ihr. Feierte sie es etwa, ihren Prinzen abgewiesen zu haben? Niemals hätte ich erwartet, dass sie mit Erik Schluss machte, und ich fragte mich, ob ich sie beeinflusst hatte mit meinen spöttischen Bemerkungen und feministischen Idealen. Ich musste mit ihr reden, gleich morgen, und ihr sagen, dass ich mir genau wie sie alle einen sicheren Platz in der Welt wünschte und jemanden an meiner Seite, der mich verstand und trotzdem liebte. Und doch hatte ich heute Jaro zurückgewiesen, schon wieder, weil es nicht in Frage kam, meine Frauen zu verlassen, noch nicht. Nicht, solange es vertretbar war zu bleiben, solange ich verbergen konnte, wie sehr ich mich von ihnen unterschied. Solange es nur Scherze waren, wenn sie auf mein jugendliches Äußeres anspielten, und sie sich nicht ernsthaft wunderten, wie alt ich tatsächlich sein musste.

Im Schatten entdeckte ich Hanna, die es sich auf einem Sitzkissen bequem gemacht hatte. Ihr Anblick ließ mich erleichtert aufatmen. Es war ihr nichts zugestoßen, sie war hier, in Sicherheit. Als ich zu ihr trat, rutschte sie zur Seite und machte mir Platz.

Hanna lächelte fast immer, aber jetzt wirkte ihr Lächeln traurig. Ich setzte mich neben sie und legte einen Arm um ihre Schulter. Seufzend sank sie gegen mich, ihr Kopf so nah an meinem, dass ich ihren warmen Atem auf meiner Haut spürte. Noch immer konnte ich den Geruch von Blut und Schweiß an ihr wahrnehmen.

»Du warst bei Jaro«, stellte sie fest.

Es beschämte mich, wie sie die Nase krauszog und damit andeutete, woher diese Erkenntnis stammte. Hanna ließ nicht zu, dass ich zurückwich, sondern hielt meinen Arm fest und versenkte ihr Gesicht in meinem Nacken.

»Ich mag seinen Geruch«, murmelte sie. Ihre Nasenspitze kitzelte mich am Kinn. »Aber ich komme nie darauf, was das ist.«

Irrational spürte ich einen Stich der Eifersucht. Jaro kam nicht oft ins Hexenhaus, aber mit Hanna hatte er sich immer gut verstanden. Er

und ich hatten keine Beziehung, er konnte machen, was er wollte, aber wenn er mit Hanna schlafen würde, das wüsste ich doch?

Schnuppernd fuhr Hanna mit ihrer kalten Nase an meinem Hals entlang, als wollte sie die Reste von Jaro aufsaugen, und irgendwann war es nicht mehr ihre Nase, die ich spürte, sondern ihre Lippen. Sanft strichen sie über meinen Hals und mein Schlüsselbein, behutsam, als wäre Hanna selbst nicht sicher, ob das Küsse waren. Sie bemerkte meine Irritation und rückte mit einem verlegenen Lächeln ab.

»Nein, ich ...« Hanna berührte etwas in mir, schon immer, aber noch nie waren unsere Berührungen anders als freundschaftlich gewesen. Das hier fühlte sich anders an, aufregend, und ich zweifelte, wie viel Aufregung dieser Tag noch vertrug. »Ich muss mich duschen.« Ich stand auf.

Hanna nickte, ihr Lächeln enttäuscht.

»Jaro abwaschen«, fügte ich hinzu und bereute meine Worte sofort. Was implizierte diese Aussage, wollte ich, dass sie etwas implizierte?

»Ich auch«, sagte Hanna und griff nach meiner Hand, um sich auf die Füße zu helfen. Als wäre das normal zwischen uns, gingen wir zusammen hinunter ins Bad, entledigten uns unserer Kleidung und stiegen gemeinsam in die Duschwanne, ohne uns zu berühren oder die Situation zu zerreden.

»Dreh dich um«, sagte Hanna leise. Sie richtete den heißen Wasserstrahl auf mich und ich gehorchte ihrer Bitte. Das Wasser prasselte auf meinen Rücken, meine Füße, dann spürte ich etwas Kaltes auf meiner Kopfhaut und gleich darauf Hannas Hände in meinen Haaren. Hanna war kleiner als ich, sie musste sich strecken, um meine Haare einseifen zu können. Sie sprach kein Wort dabei, massierte mir die Kopfhaut und kämmte mit den Fingern durch meine verknoteten Strähnen. Beinahe hätte ich geschnurrt wie eine Katze, so wohlig war das Gefühl, doch auf einmal begriff ich, welches Geräusch der Wasserstrahl überdeckte. Hanna weinte. Ich fuhr zu ihr herum. Sie hielt sich eine Hand vor die Augen, als schämte sie sich ihrer Tränen.

»Hanna?« Ich griff nach ihren Händen und hielt sie fest. »Was ist passiert?« So eine dumme Frage. Ich war schließlich dabei gewesen.

»Aminas Kind.« Hanna wich meinem Blick aus.

Das stille Neugeborene, das sie vorbeigetragen hatte. Danach war sie viel zu lange weggeblieben. »Ist es ...« Ich wollte den Gedanken nicht in die Wirklichkeit entlassen.

»Er hat keinen einzigen Atemzug getan. Ich hatte keine Chance, Elin, auch in einem Krankenhaus hätten sie ihm nicht helfen können.«

Ich legte meine Arme um Hanna. Zu spät wurde mir bewusst, dass wir beide nackt waren und glitschig von der Seife. Ich schämte mich, dass mir die Festigkeit ihrer Brüste auffiel. »Es tut mir leid, Hanna.« Alles.

Sie weinte stumm an meiner Schulter, der fallengelassene Duschkopf spritzte uns von unten an wie umgekehrter Regen.

»Wo ist das Kind jetzt? Kümmert sich die Klinik darum?«

Hanna sah mich von schräg unten an, ohne sich aus unserer viel zu intimen Umarmung zu befreien, und haderte sichtlich mit ihren Worten. »Elin, weißt du, welches Risiko ich eingehen mit diesen Geburten? Aus Kulanz hilft mir Maja mit den anonymen Säuglingen, die ich bei ihr anschleppe, weil auch sie das Beste für die Kinder will.«

Aber aus Kulanz würde ihr niemand mit einer Leiche helfen, nicht ohne Fragen zu stellen. »Bisher ist es immer gut gegangen.«

»Bisher ist es immer gut gegangen«, bestätigte sie. »Aber ein totes Baby? Sie würden Fragen stellen. Die Versicherung würde den Hergang prüfen, Zeugen befragen, warum habe ich keine ärztliche Unterstützung angefordert? Aber da lag dieser leblose Mann am Boden, in einer Blutlache, daneben Billie und du. Billie hatte ein Messer. Was sollte ich tun?«

Wie ein Geist war Hanna hinter Sami vorbei geschwebt und hatte uns gewinkt, als sei alles in bester Ordnung. »Was hast du getan?« Meine Stimme brach.

Ich spürte die Muskeln in ihren Armen verkrampfen. »Ich bin weit rausgefahren«, flüsterte sie. »Ich sage dir nicht wohin. Dann habe ich ein Feuer gemacht. Elin, wenn das auffliegt, bin ich am Ende. Dann verliere ich nicht nur meine Zulassung als Geburtshelferin, dann lan-

de ich im Knast. Und ihr steckt mit drin. Du solltest gar nicht davon wissen.«

»Das wird nie jemand außer uns beiden erfahren.« Meine Stimme klang sicher im Vergleich zu dem Abgrund, der sich in mir auftat. Erst Billie und jetzt auch noch Hanna. Ich würde sie verlieren, und das war meine Schuld. Ihre Sicherheit stand doch ganz oben, nicht die Geheimnisse einer Amina. Aber auch Amina war jetzt eine von uns. Wie sollte ich zwölf beschützen, wenn zwei von ihnen durch meine Sorglosigkeit bereits am Rande des Verderbens standen?

Ich wickelte Hanna in das einzige große Handtuch, das ich im Bad fand, und führte sie in das Loft unter dem Dach. Der große Raum war vollständig mit Matratzen ausgelegt, die Wände mit bunten Tüchern behängt, unser Schlafraum für all diejenigen, die nachts nicht allein sein wollten. Noch waren wir die einzigen und ließen uns mitten hineinfallen in das tröstende Nest. Hanna breitete ihr Handtuch über uns beide, eng umschlungen lagen wir wie in einem Kokon. Die Nähe zu ihr erregte mich nicht mehr, nicht mit all den neuen Sorgen, die sich in meinem Kopf zu einer Gewitterzelle verdichteten, aber Hannas Berührung beruhigte und tröstete mich, wie nichts sonst es jetzt vermocht hätte. War es das, was Jaro sich von mir wünschte, diese Art Nähe?

Als ich aus dem Halbschlaf aufschreckte und meine Augen sich blinzelnd an die Dunkelheit gewöhnten, erkannte ich im Mondlicht weitere Schlafende um uns. Ich zählte sie und begriff, dass heute Nacht alle hier waren, wir alle dreizehn. Das Gefühl von Geborgenheit überflutete mich, erst wie zuckersüßes Glück im Magen, bevor es übergang in sanfte Wehmut im Herzen und in tiefen Schmerz. Es war dies die Art von Glück, die man nicht halten konnte, weil es durch die Finger rann wie flüssiges Gold und diesen Verlust schon in sich trug. Behutsam befreite ich mich aus Hannas Umarmung und steckte das Handtuch um sie fest, damit sie die Kälte nicht spürte. Fröstelnd ließ ich die schlafenden Frauen zurück, sammelte meinen Rock und meine Bluse ein, die noch im Bad auf dem Boden lagen, und zog mich rasch an.

Ich machte mir nicht die Mühe, Schuhe und Jacke zu holen, sondern stieg barfuß die Leiter hinauf aufs Dach. Die kalte Nachtluft erzeugte Gänsehaut auf meinen Armen und unter meinen nackten Füßen. Längst war das Feuer in der Tonne verglüht, die Fackeln erloschen. Über mir glitzerten Sterne am Himmel, und der Mond blickte tröstend auf mich herab, als kannte auch er die Überwältigung, die mich beinahe zu Boden rang.

In einer Ecke des Daches stand an die niedrige Balustrade gelehnt mein Besen. Er sah unauffällig aus, aber er war mein wertvollster Gegenstand. Ich hatte ihn vor Jahren eigenhändig aus Weidenzweigen gebunden, in einer ähnlichen Nacht wie dieser. Das Holz unter meinen Fingerspitzen beruhigte meine aufgebrauchten Nerven.

Ich schloss meine Hand fest um den Besenstil, und dann rannte ich los, quer über das Dach, mit einem Schritt über die Balustrade, und tauchte in die Nacht.

Zwischenspiel

Nasir geht ins Netz

Noch ein Schritt rückwärts und Nasir stößt an die Reling. Hinter ihm das leise Rauschen des verzauberten Ozeans, auf dem Vorderdeck Licht und lautes Leben. Von hier kann er sie nicht sehen, nur ihre Stimmen hören, das Gelächter der Gäste und Gesang, Gläserklirren, Prost, Salute, Chon Gâew. Der letzte Tauchgang für heute ist geschafft, jetzt feiern die Touristen, gönnen sich ein Glas zur Entspannung, der Euphorie ein Ventil. Es sind wenige, die über Nacht auf dem Boot geblieben sind. Die Frau mit dem feenhaften Namen Celestria verbringt bereits ihre dritte Nacht an Bord.

Nasir tastet sich an der Reling entlang und stolpert im Dunkeln über eine der leeren Atemgasflaschen, die darauf warten, an den Kompressor angeschlossen und für den Morgen befüllt zu werden. Erschrocken hält er inne und lauscht. Niemand hat das scheppernde Geräusch gehört. Morgen früh sind sie alle wieder nüchtern, sonst dürfen sie nicht mit in die Tiefe. Mit der Sicherheit meint man es ernst auf der »East of Eden«, um die Zulassung als Tauchschule nicht zu riskieren. Um kein Menschenleben an den Ozean zu verlieren.

Fünf Tauchgänge am Tag sind deshalb das Maximum, nur einer davon tiefer als dreißig Meter. Der Nachttauchgang geht auf maximal zwölf runter, mehr ist auch nicht nötig. Er ist das Dessert für die Romantiker unter den Touristen, die eine Übernachtung buchen, um sich vom Meeresleuchten verzaubern zu lassen. Das gespenstische, blaue Licht wird von fluoreszierendem Plankton erzeugt und von den

Leuchtquallen, die dicht an die Oberfläche schwimmen. Nasir beobachtet es beinahe jede Nacht, und er hält es immer noch für Magie.

Meistens hält sich Nasir an die Regeln, obwohl sie für ihn nicht gelten. Er ist anders als die Guides, die drahtigen Thai aus den Küstenorten, die ihr Leben am Wasser verbracht und einen der lukrativen Jobs in der Tourismusbranche ergattert haben. Er ist auch anders als die Bajau-Fischer, unter denen er aufgewachsen ist, und die nicht am, sondern auf dem Wasser leben und den Großteil des Tages darin. Niemand kann so lange und tief tauchen wie die Bajau, was sie zum Forschungsobjekt westlicher Wissenschaftler gemacht hat. Seitdem werden ihre Siedlungen häufig von Journalisten und Reportern besucht. Nasir hat sein Dorf verlassen, damit niemand von ihnen entdeckt, wie anders er ist.

Gestern Abend war er kurz davor, sich zu den Gästen zu gesellen. Wegen Celestria, der Schweizerin mit den blonden Haaren, die im Sonnenlicht schimmern wie Gold, aber nach dem Tauchgang wie nasse Algen um ihre Schultern lagen. Haare wie die seiner Mutter. Celestria hat mit ihm geredet, ihm für das schöne Erlebnis gedankt, vielleicht mit ihm geflirtet. Von Celestria fühlte er sich verführt, sich ihnen anzuschließen, und ihretwegen hat er sich dagegen entschieden.

Heute ist ihre Anziehungskraft noch größer, die Gefahr akuter. Er hört ihr bezauberndes Lachen aus dem der anderen heraus. Nasir weiß, wie sich ihr Lächeln anfühlen wird, wenn er aus dem Schatten tritt, wie es auf seiner Haut kribbeln und ihn ganz trunken machen wird. Er möchte aus dem Schatten treten. Er möchte, dass ihr Lächeln ihm gilt. Er möchte sie küssen. Deshalb zieht er sich an der Reling hoch und lässt sich rückwärts darüber fallen, die Knie an die Brust gezogen, wie ein Stein, über dem sich das Wasser sofort wieder schließt.

Die Kälte des Ozeans vertreibt die Hitze in seinem Nacken. Sie vertreibt die gefährlichen Gedanken. Falls sie bemerkt haben, dass er über Bord gegangen ist, werden Tik und Lou die Touristen beruhigen, er sei ein Sonderling, aber ein guter Schwimmer. Ob Celestria ihnen glauben wird, oder lehnt sie sich dort oben an die Reling und schaut

aufs Wasser, besorgt um sein Wohlergehen, während eine salzige Brise ihr die blonden Haare vor das Gesicht weht? Wegen dieser Gedanken schwimmt Nasir nicht zurück an die Oberfläche, sondern entfernt sich weiter vom Boot.

Er trägt kein Neopren und keine Flossen, nur seine Shorts und ein T-Shirt, aber das Messer hat er immer bei sich. Mehr braucht er nicht. Nasir benötigt keine Tauchflasche, und die Kälte hat er schnell überwunden. Er braucht auch keine Lampe, selbst als er tiefer hinabtaucht, wo das Plankton weniger wird und der Ozean alles Licht von der Oberfläche schluckt. Obwohl seine Lunge hier unten nicht funktioniert, ist es wie ein Aufatmen. Seine Orientierung unter Wasser ein siebter Sinn. Er weiß den Makrelenschwarm einige Meter entfernt vorbeiziehen, und er ist sich des Riffhais bewusst, der ihn aus der Tiefe beobachtet und entscheidet, dass dieser Taucher den Aufwand der Jagd nicht wert ist. Ohne es zu sehen, weicht Nasir instinktiv dem Felsplateau aus, wo er heute Nachmittag den Touristen den darin lebenden Oktopus gezeigt hat.

Es ist, als würde er unter Wasser atmen, tuscheln die Guides über ihn. Dabei wissen sie nicht, was Nasir wirklich vermag. Er weiß es selbst nicht. Seine Grenze hat er noch nie erreicht. Noch nie ist ihm die Luft ausgegangen, selbst nach Stunden nicht. Jedes Mal kostet es ihn mehr Überwindung, zurückzukehren. Beim nächsten Mal, verspricht er sich dann und kehrt um. Nicht heute. Vielleicht ist es heute endlich Zeit, die Welt da oben hinter sich zu lassen, eine Welt, in der nie Platz für Nasir war. Einmal hat er ein Mädchen geküsst, Lia, noch bei den Bajau. Es war Pech, ein Unfall, haben sie gesagt, aber ab jenem Tag haben sie ihn noch misstrauischer beäugt. Nasir weiß: Sein Kuss hat Lia getötet. Er wird nicht Celestrias Leben riskieren, indem er ihr noch einmal begegnet.

Der Hai ist ihm gefolgt, etwa zehn Meter unter ihm. Das Licht bricht sich in den Augen des Raubtieres und lässt seine Zahnreihen leuchten, als grinste er. Hier unten dürfte es kein Licht geben, nicht in der Nacht. Wie der Hai späht Nasir zu der hell schimmernden Fläche

hoch über ihnen. Das Licht ist in Bewegung, Scheinwerfer? Jetzt hört er fernes Motorengeräusch. Wäre es von einem Boot, das sich näherte, müsste es rasch lauter werden. Das Wasser trägt den Schall weit. Nasir schwimmt schneller und versucht mehr Abstand zwischen sich und die Außenwelt zu bringen, doch es fühlt sich an wie gegen den Strom anzukämpfen, der ihn immer wieder dahin zurücktreibt, wo er nicht hingehört.

Als sich das Netz um ihn zusammenzieht, ist Nasir nicht mal überrascht. Trotzdem schafft er es nicht, sich zu wehren. Zappelnd wie ein gefangener Fisch lässt er sich an die Oberfläche ziehen, wo ein Sturm ihn erwartet. Der Lärm stammt von einem Hubschrauber, der über dem Wasser schwebt, mit wirbelnden Rotoren, den Suchscheinwerfer auf Nasir gerichtet. Als er wieder etwas sehen kann, ist es Celestria, die schöne Fremde, zwischen deren schimmerndem Haar spitze Ohren hervor ragen. Ein Traum, hofft Nasir, ein Alptraum. Oder er hat seine Grenze endlich überschritten.

ENDE DER LESEPROBE